

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1915**

25 (30.1.1915) Unterhaltungs-Beilage

# Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Nummer 25 — 1915

Karlsruhe, 30. Januar

## Nit raus! Nit raus!

Von Wilhelm Raabe.

In der „Chronik der Sperlingsgasse“ läßt Wilhelm Raabe ein altes Mütterchen von Deutschlands Franzosengeist erzählen. Die Entschlossenheit, die damals die Franzosen wieder zum deutschen Land hinaustrieb, so wenig sie daran glauben mochten, wird heute seinen Feind in das Land hereinlassen. Doch hören wir die Großmutter erzählen.

„Anno es war anno Sechsh, als der Franzos im Lande rumorte und drunten schrecklich haufen sollte, denn er hatte einen großen Sieg erfochten und glaubte das Recht dazu zu haben. Die Leute fürchteten sich alle sehr, gruben ihre Köpfe weg und näherten ihren Kindern jedem ein Goldstück in den Rocksaum, auf den Fall, daß sie abhanden kämen oder mitgenommen würden. Aber mein Seliger tat gar nicht, als ob ihn das was angeinge. — „Wenn sie kommen, sind sie da“ — sagte er, und dabei blieb er, und wenn die Nachbarn kamen und fragten und jammerten, sagte er nur: „Einmal wir, einmal sie!“ Und wenn sie ihm die Ohren zu voll schrien, zog er eine weiße Zipfelmütze, die er zu meiner Verwunderung seit kurzer Zeit immer in der Tasche führte — darüber und tat, als ob er einschliefe. Es war immer ein sonderlicher Mann, Annschen, dein Vater.“

Gut. Eines Morgens erhob sich ein Bärm: Sie sind da! Heiliger Gott, mir fuhrs ordentlich in die Knie; meine Jungen (Gott hab' sie selig) in allen Gassen, Gott weiß wo, und nur mein Annschen hatt' ich in der Wiege; mein Alter hatte mal wieder die Zipfelmütze herabgegriffen und übergezogen und sägte im Hofe.

„Gottfried, Gottfried!“ schrie ich, „sie sind da! Sie sind da!“ Er tat, als ob er's nicht hörte, obgleich ich dachte bei ihm stand. In meiner Angst und auch vor Aerger riß ich ihm die dumme Mütze ab, warf sie auf die Erde und schrie wieder: „Und die Jungen sind auf der Straße — heiliger Vater! — und unsere Köpfe! — Mann! — Mann!“

Er hob ganz ruhig seine Mütze auf, klopfte die Sägespäne an mir ab, setzte sie ruhig wieder auf und sagte: „Ja — wenn's so ist, werden sie wohl durchs Wasserfor kommen, daher geht der Weg von Jena.“ Ich glaube, so heß es. Dann sagt er weiter.

Richtig, da trommelte es schon die lange Straße vom Wasserfor her, herunter — mir zitterte das Herz immer mehr!

„Meister Karsten! Meister Karsten! Schnell, schnell!“ schrien plötzlich mehrere Nachbarn, die in den Hof stürzten im besten Sonntagsstaat. „Ihr sollt kommen, Ihr sollt mit zur Depentafschon an den französischen General!“

So! sagt mein Gottfried, stellte seine Säge hin und ging langsam in das Haus, gefolgt von den Nachbarn, dem Herrn Sekretär Schreiber, dem Herrn Rat Rüstebach, dem Schornsteinfeger Blachdorf und dem Schmied Pruster und anderen. Alle zogen mit meinem Alter in die Stuben, weil sie dachten, er würde nun gleich in den Bratenrost fahren und mitrennen. Aber proste Mahlszeit! — In den Tabakskisten ging mein Alter, stopfte sich eine Pfeife, schlug langsam Feuer und sagte:

„Nun, so kommt, meine Herren!“

Die standen alle mit offenen Mäulern da, aber mein Gottfried ließ sich nicht irren machen. In Schlafrock und Pantoffeln marschierte er ruhig — ich sehe ihn wie heute — voran bis an die nächste Strahenecke. Da blieb er stehen und die Nachbarn um ihn herum; zeigte mit der Pfeifen Spitze auf einen Bettel, der da flehte und auf welchem stand:

„Huße ist die erste Bürgerpflicht!“  
oder so was — ich hab's vergessen — klopfte seinen Pfeifenbeutel zu, drehte sich langsam um und ging ins Haus zurück. Meine beiden Jungen brachte er mit, worüber ich jenseitig war. „Da, Mutter“, sagte er, als er sie in die Türe schob. „Seh sie mir auf“, sagte er, „wir brauchen sie einstmal.“

Ich wußte damals nicht, was das heißen sollte; später erfuhr ich's!  
Hier traten der alten Frau die Tränen in die Augen, und ihr Spinrad hörte auf zu summen. Es herrschte eine tiefe Stille im Zimmer.

Gut. Von nun ab bekümmerte sich mein alter Seliger um nichts mehr draußen, sondern ging wieder zu seinem Sägebod und sägte weiter, bis die Einquartierung kam. Herr meines Lebens, da hätten ihr den Mann sehen sollen! Das ganze Haus kam in Aufruhr; das beste, was Rüd' und Keller hielt, ward aufgetischt, und je mehr die kleinen gelben Kerle schwadronierten und sakermantierten, desto fröhlicher wurde mein Alter.

„Das ist die rechte Sorte!“ rief er immer, sich die Hände reibend. „Solche mußten's sein! Wenn nur genug von ihnen da sind!“

Französisch hatt' er etwas von der Wanderschaft mitgebracht, und so waren sie bald die besten Freunde miteinander und auf du und du, daß die Nachbarn ordentlich die Nasen rümpften. Die aber gingen zu allen Depentafschonen und Illuminierten und bekränzten ihre Häuser und so — das tat aber mein Gottfried nicht, und wenn er einen vom Rat der Stadt sah, zog er jedesmal richtig die Zipfelmütze herunter über die Ohren. Gut, da war ein Franzos amischen den andern, der war von daher, wo sie halb deutsch, halb französisch sprachen, den konnt' ich auch verstehen, und es war so gut, als wenn ich französisch gekommt hätte. Was geschieht? Eines Abends sitzen sie alle zusammen, und mein Alter mitten drinnen, und laudertwelschten, daß einem Hören und Sehen berging, und daß ich im Winkel und strickte, und die Jungen spielten im

Winkel. Spricht mein Alter auf einmal zu dem Deutschfranzos: „Nun sagt mal Kamerad, wie lange denkt ihr denn eigentlich noch in Deutschland zu bleiben?“

Der Deutschfranzos stieß mit den anderen den Kopf zusammen, und sie schnatterten was in ihrer Sprache. Dann lachten sie aus vollem Galle.

„Immer bleiben wir da!“ sagte der Deutschfranzos. „Wir sein einmal da; wir gehen mit raus wieder!“

„Woui!“ schrien die anderen und hielten sich die Bäuche. „Nit raus! nit raus!“

„Ne“, sagt mein Alter, „immer nicht. Ihr seid zwar da, und unereins kann unserm Herrgott nur dankbar sein, daß er euch geschickt hat, aber immer —“

„Nit raus! nit raus!“ schrien die Franzosen.

„Lasset euch handeln!“ sagte mein Alter, „ich biete zwölf Jahr — höchstens!“

„Nit raus! nit raus!“ laudertwelschten die wieder.

„Wilhelm! Ludwig! kommt mal her!“ rief mein Alter jetzt die Jungen, die sogleich angeprungen kamen und sich an seine Knie stellten.

„Nicht euch“ rief mein Alter. „Augen rechts! Seht mal, die Franzosen tun wie daheim. Das kleine Annschen kann gar nicht schlafen vor ihrem Spektakel — und doch haben sie Lust, immer dazubleiben! Was meint ihr, Jungens — wenn ihr stark genug wäret?“

Gutten meine Jungen gewaltig wunderbar aus den Augen und die Franzosen an, und dann sich und dann meinen Alten!

„Das sich finden — ich groß werden — ich schon Rüstebachs Theodor zwinge.“ sagte Wilhelm, mein Kleinsten. Ludwig, mein Velleiter, sagte gar nichts, aber auf einmal rann ihm eine dicke Träne über die Wange, und sein Vater klopfte ihn auf die Schulter und sagte:

„Warte nur, mein Junge, du kommst zuerst.“

Die Franzosen hatten ihren Heidenjubil; und besonders einer — sie nannten ihn Piär oder so — wußte sich gar nicht zu helfen vor Lachen. Mein Alter aber war sehr ernst geworden und sprach den ganzen Abend kein Wort mehr. Die andere Woche zogen die Franzosen ab und lachten noch beim Abschied, als sie uns allen die Hand drückten und ordentlich sich bedankten für die gute Bewirtung:

„Nit raus! Nit raus!“

„Wird sich finden“, sagte mein Alter. „Wird sich finden!“ schrien meine beiden Jungen.

Gut, nun kamen lange Jahre und immer andere Franzosen.

„Bald ist's genug.“ brummte mein Gottfried. Und einmal zogen sie alle hinauf nach Norden, aber zurück kam keiner. Und dann fing's auf einmal an zu rumoren im Lande, und an den Ecken lebten ganz andere Bettel, die mein Alter immer las und wobei er mit dem Kopf nickte. Er war die Zeit nicht viel zu Haus.

Da kam er eines Tages zurück und rief den Ludwig aus der Werkstatt, und sie kamen beide in die Küche zu mir.

„Sieh, Mutter“, sagte mein Gottfried, „s'ist gut, daß dein Feuer brennt! Was auf, Ludwig!“ Damit zog mein Alter seine Zipfelmütze aus der Tasche und warf sie unter meinen Kopf, daß sie verschwielte und das ganze Haus voll Qualm ward; dann ging er mit meinem Ludwig fort und kam allein ganz still wieder. Am andern Morgen zog ein Trupp schwarzer Reiter in die Stadt — auch durch das Wasserfor. Einer kam zu Pferd hier in die Sperlingsgasse vor unser Haus und stieg ab — mir sank das Herz in die Knie — es war mein Ludwig!

„Adjes, Mutter! Adjes, Vater!“ rief er — „behüt euch Gott, s'wird sich schon machen!“ — und dann ritt er fort, den andern nach, die schon durch das Grüne Tor zogen.

„Da geht's nach Frankreich, Alte!“ rief mein Mann, während ich heulte und jammerte. Aber es war noch so weit nicht.

Wir hörten lange Zeit nichts, bis eines Tages alle Gloden in der Stadt läuteten, und auch im ganzen Land, wie sie sagten. Es war eine große Schlacht gewesen, und unsere hatten gewonnen, und mein Ludwig war — tot!

„Der erste“, sagte mein Alter.

Wieder ging ein Jahr hin, und einmal kam das Kanonenschießen so nahe, daß die Leute vor das Tor liefen, es zu hören; natürlich liefen mein Gottfried und ich mit. Da kamen bald aus der Gegend her, wo es so rollte und donnerte, Wagen mit Vertundeten, Freund und Feind durcheinander, und immer mehr und mehr. Sie wurden alle in die Stadt gebracht.

„Gerr, mein Heiland!“ muß ich auf einmal ausrufen, „ist das nicht der Piär von damals, von Anno Sechsh?“

Richtig, er war's. Mit abgeschossenem Bein lag er auf dem Stroß und wimmerte ganz jämmerlich. „Den nehm' ich mit“, sagte mein Alter und bat ihn sich aus, und wir brachten ihn hier ins Haus — in Ihre Stube, Herr Wachholder. Da kurierten wir ihn. Als er besser wurde, hatte mein Mann oft seine Reden mit ihm. Einmal war der Franzos oben auf, einmal mein Alter. Da hieß es plötzlich, die Deutschen seien wieder geschlagen und Napoleon abermals Obermeister. Mein Alter sah den Wilhelm bedenklich an, als ginge er mit sich zu Rat; als aber in der Nacht die Sturmgloden auf allen Dörfern läuteten, wußte ich, was geschähen würde, und weinte die ganze Nacht, und am Morgen zog auch mein Wilhelm fort mit den grünen Jägern zu Fuß, und Minden Schmidt, die mit ihrer alten Mutter in Ihrer Stube drüben wohnte, Herr Strobel, weinte auch und winkte mit dem Taschentuch. Vorher aber führte ihn mein Vater noch an das Bett des Franzosen und sagte: „Des ist der Zweite!“ — Der Franzos schaute ganz kurios und bewildert drein und sagte gar nichts, sondern drehte sich nach der Wand.

Das Kanonenschießen kam nun nicht wieder so nah, und der Wilhelm schrieb von großen Schlachten, wo viele tausend Menschen zu Tod kamen, aber er nicht, und die Briefe kamen immer ferner her, und auf einmal standen gar welche Namen darauf. Die brachte mein Alter dem Franzos herauf, der nun schon ganz gut Deutsch konnte, und sagte lachend zu ihm: „Nun, Gebatter! Nit raus? Nit raus? Und der Franzos machte ein gar erbärmliches Gesicht und sagte, den Brief in der Hand: „Das sein mein Heimatort, da wohnen mein Vater und mein Mutter.“ Mein Alter aber sah am Bett und rechnete an den Fingern: „Eins, zwei, vier — acht. Acht Jahr, Gebatter Franzos! Warum habt Ihr dunne mal meine zwölf nicht genommen?“

Die Briefe von unserem Wilhelm kamen nun immer seltener, und auf einmal blieben sie ganz aus, und eines Tages — kommt mein Alter nach Haus, setzt sich an den Tisch, legt den Kopf auf beide Arme und weint. — Ich dachte, der Himmel fiel über mich — — — der und weinen!

„Der andere!“ stöhnte mein Alter in sich hinein, und ich fiel in Ohnmacht zu Boden.

Da vor der großen Franzosenstadt Paris muß ein Berg sein — ich kann den Namen nicht ordentlich aussprechen — von wo man die Stadt ganz übersehen kann. Da schossen sie zum letzten Male aufeinander, und da ist auch dem Wilhelm ein Kugel mitten durch die Brust gegangen, wie der Kamerad schrieb, und ist er da begraben mit vielen, vielen andern aus Deutschland. — Das ist meine Geschichte! Den Franzosen aber kurierten wir aus, und mein Alter gab ihm einen Zehrpennig und brachte ihn in das Tor, wo der Weg nach Frankreich geht, den auch meine Jungen gezogen waren, sah ihn da abhumpeln und kam wieder nach Haus, murrend: „nit raus, nit raus!“ — Gott hab' ihn selig, den Mann, es war ein wunderlicher, dein Vater, Annschen.

## Gefahren der Unterseeboote.

Die Gefahren, denen die Unterseeboote und ihre Bemannung ausgesetzt sind, werden ebenso sehr unterschätzt wie die des Flugwesens. Die modernen Unterseeboote entsprechen ihrem Namen nicht in dem Sinne, daß sie etwa in der Regel unter Wasser fahren; es sind vielmehr Boote, die für ein gelegentliches Untertauchen und Weiterfahren in getauchtem Zustande eingerichtet sind, so daß man sie vielleicht richtiger Tauchboote nennt. Da sie bis in beträchtliche Tiefe tauchen müssen — bis zu 60 Meter —, so müssen ihre Wände so stark sein, daß sie den außerordentlich starken Wasserdruck in jenen Tiefen auszuhalten vermögen. Das gibt ihnen bei etwaigen Zusammenstößen mit andern Schiffen einen großen Vorzug vor ihnen, so daß die Gefahr bei einer solchen Kollision in der Regel für das andere Schiff größer ist als für das Tauchboot. Es kann freilich unter besonders unglücklichen Umständen einmal vorkommen, daß ein Unterseeboot von einem großen Dampfer so überrollt wird, daß es unter diesen gepreßt wird. Stehen dann die Luften offen, so kann es sich ereignen, daß ein so rascher und so starker Wasserdruck erfolgt, daß eine Rettung nicht mehr möglich ist. Doch ist diese Gefahr gerade bei den modernen Tauchbooten, die einen großen Auftrieb haben und weit aus dem Wasser hervorragen, äußerst gering. Im allgemeinen ist also eine Kollisionsgefahr für die Tauchboote nicht größer, sondern eher geringer, als für andere Schiffstypen. Anders verhält es sich mit Zusammenstößen unter Wasser, die ja für andere Schiffe überhaupt nicht in Betracht kommen. Besonders wenn das Unterseeboot aus irgend welchen Gründen mit eingezogenen Schrauben, also gleichsam ohne Augen fährt, vermag es einer solchen Gefahr zuweilen nicht rechtzeitig vorzubeugen. Das Tauchboot hat in diesem Zustand keine Tauchantenn, die außerhalb des eigentlichen Bootkörpers zwischen ihm und einer starken Luftpumpe von schiffähnlicher Form angebracht sind, völlig gefüllt, so daß dieser Raum geradezu einen Sicherheit gewährenden Puffer darstellt. Immerhin ist ein Einbruch von Wasser, mag er durch einen Zusammenstoß oder aus irgend einem andern Grunde, unbedeutend oder ähnliches entfallen sein, bei einem unter Wasser befindlichen Boot oder auch bei einem, das seinen Auftrieb bereits so weit vermindert hat, daß es gerade zum Tauchen bereit ist, stets eine große Gefahr, zumal, wenn die Fähigkeit des Wasserablassens der Stärke des Wasserdrucks nicht gleichkommt.

Weitere Gefahren für Unterseeboote bilden die Ozelexplosionen, die nicht selten vorkommen, so lange man nur Leuchtgasmotoren für die Unterseeboote verwenden konnte, da die höchsten Oze bei den im Unterseeboot vorhandenen Temperaturen stets verdampfen und mit der Luft ein explosibles Gemisch geben. Gerade dieser Umstand hat die deutsche Marineverwaltung veranlaßt, verhältnismäßig spät an den Bau und die Verwendung von Unterseebooten heranzugehen. Sie zögerte, bis ein für Unterseeboote brauchbarer Schwermotoren erfanderte, und durch dieses vorrichtige und gewissenhafte Vorgehen ist unsere deutsche Marine von Ozelexplosionen auf Unterseebooten völlig befreit geblieben, die auf andern Marineen erhebliche Opfer an Menschenleben gefordert haben.

Auch Knallgasexplosionen können beim Laden der Akkumulatoren vorkommen und gefährlich werden. Natürlich sind die Akkumulatorenbatterien mit besonderen Ventilationseinrichtungen versehen, um diese Gefahr zu beseitigen. Aber es liegt in der Natur aller von Menschen geschaffenen Dinge, daß durch irgendein unglückliches Zusammenwirken verschiedener Umstände doch einmal eine Kontroll- oder Sicherheitsvorrichtung sowie eine Rettungseinrichtung versagt. Das ist aber bei Unterseebooten nicht anders wie auf andern Schiffen. Die Erfahrung beweist jedenfalls, daß die Zahl der Unfälle auf Unterseebooten sich dauernd vermindert, obwohl die Zahl der Unterseeboote beständig gewachsen ist; man hat es eben immer mehr gelernt, die Gefahren zu vermeiden und ihnen zu begegnen.

# Aus Feldpostbriefen.

Im Feuer der englischen Schiffschüsse.

Ostende, 21. Dezember.

Liebe Kollegen!

Der Widdellertse haben sieben englische Schiffe, schossen fortwährend in die Dünen und suchten die deutsche Artillerie. Die Engländer haben alles kaputt geschossen, Alarm! Mit diesem Ruf stürmte am 15. Dezember, 12 Uhr mittags, der Feldwebel in unser Quartier. In zehn Minuten standen wir feindlichmässig auf der Straße und wir marschierten los. Gerade als wir das Eckhaus passierten, schlug eine Granate dort ein. Die Splitter flogen uns um die Ohren, ohne jemanden zu verletzen. Im Laufschritt entgingen wir glücklich der Gefahr, denn Granate um Granate hagelte jetzt in die Straße. Wir wollten nach Lombortzide und mußten, um in die Dünen zu gelangen, über ein freies Feld. Hier schlugen die Granaten aber zu weit. Glücklicherweise wir die Dünen und nun ging es an den Dünen entlang nach Westende. Als wir auf halbem Wege dorthin waren, schlug eine Granate in den ersten Zug der Kompanie ein. Wir legten uns hin und Erde und Dreck prasselten uns auf den Rücken. Den ganzen Weg bis nach Westende hin verfolgten uns die Schiffe. In Westende begrüßten uns gleich die Franzosen von jenseits des Heranmarsches mit Schrapnells, doch ohne viel Wirkung. Wir krochen in einen Keller und blieben dort, bis es dunkel wurde.

Am Abend ging es von Westende durch die Dünen nach dem Herkanal. Die Franzosen sollten nachmittags herübergekommen sein und sich dort festgesetzt haben und wir sollten sie nun wieder hinüberbringen. Wir marschierten lautlos durch die Dünen. Um 2 Uhr nachts hörten wir von links heftiges Gewehrfeuer und gleich darauf lautes Hurra. Das ... Matrosenartillerieregiment stürzte. Wir lagen mit klopfendem Herzen noch immer in der Deckung. Endlich um 1/2 Uhr schwärmten wir noch links und rechts. In der Dunkelheit war das keine leichte Sache, aus einander zu kommen und sich nicht zu verlieren. Im Sprung ging es dann auf ungefähr hundert Meter an den feindlichen Schützengraben heran, begrüßt von heftigem Gewehrfeuer. Wir pflanzten das Seitengewehr auf und im Sprung und mit Hurra ging es an den Schützengraben. Als wir heran waren, waren die Franzosen das Gewehr weg und hoben die Hände hoch. Auf der ganzen Linie sind ungefähr 480 Gefangene gemacht worden. Dann sammelten wir uns und zurück ging es nach Widdellertse, wo wir drei Tage Ruhe haben sollten. Jedoch um 1 Uhr mittags war wieder Alarm. Die Franzosen sollten unsere Schützengraben mit einem mörderischen Feuer überhäufelt haben und wieder in ihre alten Stellungen eingerückt sein. Nun ging es wieder durch die Dünen nach Westende. Von englischen Schiffen bemerkten wir nichts. In Westende erhielten wir gleich wieder Schrapnells von jenseits. Dann ging es durch die Dünen bis an die See. Hier bemerkten wir plötzlich zwei Torpedobootzerstörer. Auch sie hatten uns schon bemerkt und harrten über unseren Köpfen heulten die Schrapnells. „Eingraben!“ lautete der Befehl und in fünf Minuten lagen wir bis zum Hals im Sande. Schanden hatten die Schiffe nicht angerichtet. Das schien sie auch einzusehen, denn sie stellten das Feuer ein und dampften davon. Es war spät geworden und wir mußten uns weiter eingraben. Gleich darauf heulten über unsern Köpfen wieder die Schrapnells. „Die Schiffe sind wieder da!“ hieß es, doch bald war wieder alles still. Dann kam das Kommando: „Auf, marsch!“ In langsamem Schritt ging es vorwärts. Ich machte plötzlich die Entdeckung, daß mein Gewehrschloß voll Sand war und nicht funktionierte. Meinem Nebenmann ging es ebenso. Der Wind hatte den feinen Sand in alle Zugen hineingetrieben. Auch das Seitengewehr konnte ich nicht aufpflanzen, das war auch voll Sand. Zum Sturmangriff sprang ich auf, in der einen Hand das Seitengewehr, in der anderen das Gewehr, und mit Hurra ging es vorwärts. Die Franzosen hatten sich aber schon in einem andern Schützengraben zurückgezogen. Wir lagen auf einer Düne. Zwischen uns und dem französischen Graben befand sich eine kleinere Düne. Ich sagte zu meinem Nebenmann, wir müßten da unten hin, da wir zu sehr auf dem Präsentierteller lagen, und ich sprang hinunter. Plötzlich brannte ein Haus hell auf und leuchtete hinter mir die Düne. Nun mußten meine Kameraden entweder zu mir herunter oder sich zurückziehen. Das taten sie denn auch; zu mir kam keiner. Nun konnte ich nicht vor noch rückwärts. Auf der hellbeleuchteten Düne, über die ich hinüber mußte, hätten sie mich wie auf dem Scheitelpunkt abgeschossen. Also mußte ich liegen bleiben, ohne den Kopf zu heben. So lag ich ungefähr anderthalb Stunden, während über mir die Kugeln pfliffen und die Granaten heulten. Dann stürzte das Haus zusammen und ich machte mich über die dunkle Düne zu meiner Kompanie zurück. Sonntag morgen wurden wir abgelöst und sind jetzt in Ostende im Hotel Monopol, wo wir — so Gott und der Feind es will — unsere Weihnachtsferien erleben sollen. (Wiener „Arbeiterztg.“)

### Von der Pionierarbeit.

M. . . . 2. Januar.

Nun endlich kann ich mir Zeit nehmen, etwas ausführlicher zu schreiben. Zunächst besten Dank für Deine Sendungen, die alle richtig angekommen sind. Seit wir aus dem Argonner Walde heraus sind, gehen wir schon vor . . . also rund acht Wochen. Aber auch hier haben wir schon oft unser Quartier wechseln müssen. Die Pioniere werden immer dorthin geschickt, wo sie gebraucht werden. Und wo wir gebraucht werden, da gibt es auch Arbeit. Stellungen ausheben, Stellungen besetzen durch Drahtbindereisen, Ausrüstung usw. Bei all diesen Arbeiten geht es natürlich nicht immer glatt ab. Die Franzosen passen gut auf und wo sie uns gewahr werden, regnet es Granaten und Schrapnells. Es wird deshalb fast ausschließlich des Nachts gearbeitet, am liebsten bei regnerischem, stürmischerem Wetter. Das ist nun nicht gerade angenehm, kannst Du Dir wohl denken. Meine fünf Finger vor den Augen sehen, dabei Regen, was von oben runter kann, keinen Augenblick vor feindlichen Gewandern sicher, und dabei arbeiten. Erst gestern schlug wieder ein feindlicher Volltreffer in unsere Kompanie. Wir hatten zwei tote und fünf Verwundete. Jetzt munkelt man, daß hier vor . . . unweit zum Angriff vorgegangen werden soll. Während ich Dir dieses schreibe, donnert unsere schwere Artillerie, was Zeug und Leder hält, und ich glaube, wenn Du diesen Brief bekommst, hast Du bereits von einem erfolgreichen Angriff unsererseits vor . . . gelesen. Weihnachts und auch Neujahr haben wir ausgerechnet verlobt, und ich glaube nicht, daß Ihr dabei einen kleineren Weihnachtsbaum hattet als wir. Als der Weihnachtsbaum brannte, haben wir unsere benachbarte Franzosenkompanie herangeholt, die hat schon geschaunt. Eine ehrwürdige Alte von siebenundvierzig Jahren, die schon 1870/71 miterlebt hat, aber noch richtig ist wie ein junges Mädchen. Sie hat erzählt, daß sie bereits ihren Sohn und Schwiegersohn verloren hat: wurde einundvierzig Jahre alte Männer aus M. Wie muß das auf die alte Frau einwirken! Trotzdem hält sie den Kopf hoch und ist unsere Reine aus ihrem Schuppen etwas Dremelholz haben wollen. Dort geht sie mit einem Knüttel auf sie los und schreit wie ein Hahnen. Da, wie respektieren die Alte und haben uns doch das, wenn sie nicht da ist, denn tieferen Formeln wie in der Welt und auch nicht. . . . Aus lieber Liebe, ob wir uns gesund und glücklich machen, was auch ist? Wenn aber nicht steht und hat: mit haben. Wie werden das heute hoffen. (Wiener „Arbeiterztg.“)

### Heute im Schlosse — Morgen Kohldampf.

Wir sind nun wieder zurückgezogen und liegen vorläufig in Hersee. Unsere Kompanie wurde in einem Parzelle untergebracht. Da ging es fürchterlich eng zu. Raum hatten wir es uns bequem gemacht, so erhielten drei Gruppen den Auftrag, bestimmte Stellen im Gelände zu beobachten. Es wurde vermutet, daß Zivilisten den Engländern, die uns gegenüberüberhagen, Lichtsignale geben. Es finden augenblicklich Truppenbewegungen statt, und es ist sonderbar, daß ständig zu den Zeiten, da der Nachtschein kommt, diese Bewegungen unter Feuer genommen werden. Der Gegner hat Geschütze auf gepanzerte Autos gebracht; diese fahren über ihre eigenen Infanteriestellungen vor, geben einige Schüsse ab und verschwinden wieder. Ehe dann Kavallerie kommt oder Artillerie Zeit findet, sich einzuschleichen, ist das Auto über alle Berge. Diese Geschütze werden hauptsächlich der Hersee unangenehm. Die Engländer selbst sind der Leistung nach andere Gegner wie die Franzosen, soweit die Fußtruppe in Betracht kommt. Sie verteidigen sich mit großer Hartnäckigkeit und jeder Fußbreit muß erkämpft werden. Das kostet viel Blut auf beiden Seiten. Aus ihren Schützengraben, die die Engländer vorzüglich anzulegen verstehen, müssen sie richtig hinausgeräuchert werden. Da kann man dann die Leichen oft übereinandergeschichtet finden, so hartnäckig ist der Kampf. Der zurückgehende Gegner wird ständig beunruhigt, damit er nicht Zeit findet, sich neu zu verdingen und um schwere Opfer zu erhaschen. Das Werk der Artillerie ist fürchterlich, und grausam ist der Krieg.

Unsere drei Gruppen führte ein Offizier. Vorsichtig gingen wir vor. Ein Haus wurde umstellt und gründlich durchsucht; die Besoßner zitterten richtig. Sie wurden schonend behandelt und wir zogen weiter nach einem Schlosse. Der Besoßner, ein echter Franzose, mußte den Führer machen. Da wurde alles durchsucht, vom Keller bis zum Boden. Wir konnten da wohl eine Wohnung bekommen von der Pracht des Schlosses, aber die Wirtschaft übertraf unsere Erwartungen. Wir blieben auch am Tage dort liegen und dann ging es durch alle Räume. Was hier an Kunstschätzen angesammelt ist, läßt sich schwer beschreiben. Porzellanmengen von einziger Schönheit, Gemälde, deren Kunstwert sich auf Hunderttausende beziffern mag, schmückten die Räume. Das Heim eines französischen Grafen! Wir hatten es uns bequem gemacht im Schlosse und nach den Entdeckungen im Schützengraben waren die feindlichen Dörner ein herrliches Lager. Unsere Gruppe erhielt den Auftrag, ein anderes vor . . . gelegenes Schloß zu durchsuchen und vorläufig dort zu bleiben. Auf unser Klopfen öffneten zwei Frauen. Französisch erklärten wir, daß wir im Schlosse blieben. Bänderingend fragten sie und beweineten das Unglück. Und dann erzählten sie uns, daß im Dorfe drei Frauen durch englische Artillerie die Weine abgeschossen wurden. Auch sie wollten fort, die Herrschaft und der Demalter seien bereits geflüchtet. Es war ein Anblick zum Erbarmen, diese jammernden, ängstlichen Frauen. Bei jedem Kanonenschuß — unsere Artillerie, die lebhaft feuert, steht nicht weit — juchten sie zusammen und Tränen stürzten aus ihren Augen. Wir beruhigten sie, so gut es gehen konnte, und dann kamen wir unserer Aufgabe nach.

Verdächtiges war nicht zu bemerken. Im Keller entdeckten wir ein Lager mit Sekt und Rotwein von 1878. Die Flaschen waren aufgestellt, die Nummern verleiht. Nun waren wir — fast lauter organisierte Arbeiter — die Herren des Schlosses. Ein ausgezeichneter Park umgab das Schloß, verschönernde Wege führten zu lauschigen Ecken, herrliche Frauengestalten in Marmor schmückten die Plätze, Wasserläufe sind vorhanden; die französische Gartenkunst feiert Triumphe. Ich liebe im stillen wohlverordneten Salon und schreibe Dir. Eine verdächtige Pracht! Man schaut sich fast, die kostbaren Möbel zu bewundern. Die Schlafzimmer sind herrlich eingerichtet, ein sinnvoller Duft schwebt in den Räumen. Ueberfeinerung und Geschmack: hier bildet es ein harmonisches Ganzes. Hier die verdächtige Pracht — im Dorfe das Elend. Hier der Schloßherr geflohen — seine Reichtümer hibern ihm wo anders ebenfalls ein behagliches Leben. Dort der kleine Bauer und Industriearbeiter oder deren Familien, der an seinem bißchen Gut hängt und das Leben magt. Ich verspüre ein Gefühl der Bitterkeit. Doch ich habe nun keine Zeit mehr. Meine Kameraden ruhen zum Essen: wir haben zwei Hühner und die werden uns gut schmecken. Wer weiß, ob wir morgen nicht schon wieder Kohldampf schieben. (Wiener „Arbeiterztg.“)

### Kleine Nachrichten.

Unsere Feldgrauen als Schatzgräber. Dem Feldpostbrief eines deutschen Soldaten in Flandern entnimmt die „Ostsee-Zeitung“ eine Mitteilung, die deutlich zeigt, welches Vertrauen jetzt unseren Feldgrauen von demjenigen Teil der belgischen Bevölkerung entgegengebracht wird, mit dem sie in nähere Berührung kommen. Der Briefschreiber erzählt u. a. . . . Bei dem Bauer, wo ich in Quartier lege, ist eine alte Frau, die aus E. geflüchtet ist, da dort fast alle Häuser, selbst die Kirche, in Brand geschossen sind und alle Bewohner flüchten mußten. Die alte Frau hat in E. ein eigenes Haus, welches zwar noch steht, aber innen ganz zerstört ist. Sie hat mich, ich sollte doch nach E. fahren; sie hätte da noch Sachen, die sie gerne haben möchte, und was das meiste war, sie hatte ihr Vermögen dort vergraben, was ihr am Herzen lag. Da die Straße nach E. nicht weit ist und ich noch Zeit hatte, besprach ich, ihr die Sachen mitzubringen. Sie beorderte mich die Stelle, wo die Mehlsteine mit dem Geld eingegraben ist, unter die Kartoffeln bei dem und dem Fenster. Da ich keine Schippe oder sonst etwas hatte, nahm ich meinen Sichel und schaffte die Kartoffeln bei Seite, dann nahm ich die Sichelsteine und durchsuchte den Boden. Auf einmal stieß ich auf einen harten Gegenstand, ich machte mir der Sichelsteine die Erde weg und brachte den kostbaren Schatz zutage. Die Freude aber, als ich mit den Sachen und der Mehlsteine nach Hause kam! Die alte Frau konnte kaum ein Wort vor Freude herausbringen. Am nächsten Tage fragte sie mich, was sie mir schuldig sei; ich sagte ihr, ein deutscher Soldat nimmt für solche Gefälligkeiten kein Geld. Jetzt machen die Leute uns alles, was sie uns und den Augen absehen können. Am Sonntag hatten sie für meine Leute zwei Hühner gebracht, die haben wir uns gut schmecken lassen. . . .

Die Zensur und Graf Berthold. Anlässlich des österreichischen Ministerwechsels übte ein Wiener Blatt Kritik an dem verabschiedeten Minister Grafen Berthold und stellte die spöttische Frage, wie es wohl im Kopfe eines solchen Diplomaten aussieht? Der Zensor ließ die nachfolgenden Zeilen aus der bereits geographischen Platte ausmeißeln, verwarf aber die Frage zu streichen. Nun sah die Zeitung folgendermaßen aus: Wir sind keine Verunsicherten. Ein Kenner der Personen und Verhältnisse würde uns angeichts unserer heutigen Kritik vielleicht sogar fragen: Wissen Sie, wie es im Kopfe eines so vielgeplagten Staatsmannes aussieht? Ich will es Ihnen schildern:

So sieht es aus!

Die „poetische“ Sintflut. In diese Leser richtet die Liller Kriegszeitung (Nr. 11 vom 18. Januar 1915) diese wohlwollende Bitte: „Rein, nein, nein, nein, nein, liebe Kameraden, nicht in Bergen, sagt lieber in Harer und schlichter Prosa, was ihr erlebt und denkt und empfindet. Ein ernstes und fröhliches Wort im Felde gewinnt nur in der gestaltenden Hand eines wirklichen Dichters. Und wir sind viel dankbarer für einen Beitrag, wenn er nicht in Strophen gepreßt ist. Denn das Ueberflutungsgebiet von Flandern ist eine winzige Wadewanne gegen die Sintflut von Gedichten, die über die Liller Kriegszeitung heringebrochen ist. Ein 30jähriger Krieg wäre notwendig, um hier eine Ebbe zu erleben.“

Wie lange kann man im Unterseeboot aushalten? Gegenwärtig, wo die Unterseeboote zu einer immer wichtigeren Waffe im Seekrieg werden, dürfte die Erinnerung an einen Versuch Interesse erregen, der in der dänischen Marine über die obige Frage vor vier Jahren angestellt worden ist. Es wurde dazu das Tauchboot „Dolphin“ benutzt, das eine Besatzung von 65 Kubikmeter Luft besaß. Nach den gewöhnlichen Anschauungen braucht ein Mensch in der Stunde ein halbes Kubikmeter Luft. Es wäre aber selbstverständlich unrichtig, die Rechnung einfach so anzustellen, daß man mit der Zahl der Menschen in die doppelte Zahl der vorhandenen Kubikmeter dividiert und den Schluss zieht, daß die Leute nun so viel Stunden am Leben bleiben könnten, wie das Ergebnis besagt. Im geschlossenen Raum verschlechtert sich die Luft derart, daß die Möglichkeit der Atmung immer mehr beschränkt wird. In schlechter Luft muß man daher schneller atmen, um die genügende Sauerstoffmenge dem Körper zuzuführen, und dadurch vermehrt sich der Verbrauch der Atemluft. Das Experiment mit dem dänischen Tauchboot dauerte 12 Stunden, aber nur die ersten neun Stunden verließen für die Besatzung erträglich. In den letzten drei Stunden trat beschleunigte Atmung mit peinlichen Begleiterscheinungen ein. Die Leute waren von einem unbestimmten Anglistgefühl befallen und konnten schließlich nur noch mit großem Aufwand von Willenskraft sprechen. Als der Versuch endlich abgeschlossen wurde, stürzten sie ins Freie, um Luft zu schnappen, wie etwa ein verdürsteter Wüstenpilger sich auf einen Trunk Wassers stürzt mag. Und ebenso wie dieser bei so schnellem Trinken leicht Schaden nimmt, verpirixten sie alle bei dem plötzlichen Uebergang in die frische Luft ein schmerzhaftes Brennen der Kehle. Entscheidend sind solche Versuche aber nicht, denn die moderne Chemie gibt uns zahlreiche Mittel an die Hand, um die verdorbene Luft zu verbessern, und vor allem kann in einem Unterseeboot ebenso wie in einem Luftschiff komprimierter und flüssiger Sauerstoff mitgenommen werden, der die notwendige Lebensluft für lange Zeit gewährleistet.

Kriegshumor. Englische Krutentwertung. „Daß dich amwerden! Englands Sache steht ausgezeichnet.“ „Denn braucht ihr mich ja nicht.“ „Rein, du hast mich misshandelt, England ist in der größten Gefahr. Du mußt dich sofort amwerden lassen!“ „Rein, dann ist mir die Sache zu gefährlich.“ (Simplicissimus.)

### Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier bezeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Arbeiter-Turnzeitung. Zeitschrift zur Förderung des völkertümlichen Turnens. Zentralorgan des Arbeiterturnerbundes. Erschienen ist Nr. 2 des 23. Jahrgangs. Aus dem Inhalt: Nationale Erziehung und Bildung. Vorbereitung für den Fechtwettbewerb. Unser turnerisches Leben während der Kriegszeit 1914. Fechtbriefe. Beiträge: Jugend und Sport.

„Der Naturarzt“, 43. Jahrgang, Kriegsausgaben — November, Dezember, Januar — (Auflage 165 000), Red.: Dr. med. Schönberger und Oskar Wammert. Exped.: Berlin SW. 11. Preis jährlich 3 M. Probe-Nr. frei. — Aus dem Inhalt: November-Nr.: Dr. med. Fr. Schönberger. Wunden. — Oskar Wammert. An unsere Kämpferinnen dabei. — Margarete Schürmeier. Sparsame Küche während des Krieges usw. — Dezember-Nr.: Dr. med. Fr. Schönberger. Von Krieg und Wunden. — Dr. med. Spöhr. Erfolge und Mißerfolge der „modernen“ Wundbehandlung. — Oswald Granzow. Die Eigenschaften eines guten Krankenpflegers. — Wilhelm Siegel. Puderersatz und Volksgegesundheit. — Dr. med. Wlff. Winick. Der Taschenrechner, ein wichtiges Hilfsmittel für die Gesundheits- und Nichtigkeit unserer Soldaten. — Januar-Nr.: Oskar Wammert. In die neue Zeit! Ins neue Reich! Weltkrieg und Naturheilbewegung. — Dr. med. Fr. Schönberger. Zum Winterfeldzug. — Dr. med. R. Strümann. Unsere Ausgaben im Krieges! — Dr. med. Heinrich Meng. Wandlungen in der Volksernährung und die Ernährung im Krieges. — R. Schürmeier. Gute und schlechte Liebesgaben. — Beiträge: „Für unsere Frauen“. Theo Hillmer. Der Kriegesbeitrag der Hausfrau. — Volksheissen in der Kriegeszeit. — Nahrungsmittelbeschaffung in der Kriegeszeit.

Eine Reliefkarte der Gegend von Nancy und Lunville erscheint eben als Nr. 15 der Sammlung prächtiger Reliefkarten, die die Französische Verlagshandlung in Stuttgart zum billigen Preis von je 25 Pf. herausgibt. Die Karte schließt sich an das kürzlich erschienene Blatt Loul-Nancy an und darf als ganz besonders gelungen bezeichnet werden. Das Gelände zeigt sich dem Beschauer in wunderbarer Uebersichtlichkeit.

Eine Reliefkarte von Neapoli und dem Sueskanal, die wie das vorliegende Blatt die Gegend um das Rote Meer und an der ägyptisch-türkischen Grenze in so schöner Uebersichtlichkeit und Plastik zeigt, entspricht wirklich einem Bedürfnis. Sie erscheint als Nr. 16 der von der Französichen Verlagshandlung in Stuttgart herausgegebenen prächtigen Reliefkarten zum Kriegeschauplatz und kostet, wie die früheren Blätter, nur 25 Pf. Wer die übrigen Blätter besitzt, wird sich sicherlich dieses neue angeschlossen, das zum Verlangen der Ereignisse ganz unentbehrlich ist.

### Wir Frauen.

Wir Frauen in des Alltags Noth,  
Wir hoffen doch, wir harren doch —  
Ist sie auch weit, es kommt die Zeit  
Der freien, frohen Menschlichkeit.  
Noch lastet schwer auf uns die Not,  
Die Sorg' ums Brot, — die Not ums Brot,  
Doch tragen wir die Noth doch —  
Und hoffen doch! Und kämpfen doch!  
Und wissen, daß nach Kampf und Leid  
Ertrahlt das Licht der Menschlichkeit!

Betty Scherz.

Werft gelesene Nummern nicht weg,  
sondern gebt sie zur Agitation weiter.